

(Nachdruck verboten.)

28)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Kas mussen.

Belcaro war nicht mit von der Gesellschaft. Er hatte allmählich Binna so satt bekommen, daß er ihn nicht einmal mehr zum Narren zu halten vermochte. Dagegen war er in die Klauen eines Kapitäns gefallen, dessen Gast er den vorigen Abend gewesen war. Er hielt alle Offiziere für Idioten und atmete daher erleichtert auf, als er ihn an einen Kollegen abladen konnte. Hierauf zündete er eine Zigarre an, steckte je einen Daumen in je eine Westentasche und begann die ganze Pfefferbaumallee auf- und abzugrübeln. Er sollte eine Sammlung „Gedanken“ als Hochzeitgabe zu der nahe bevorstehenden Vermählung seines Bruders liefern, und da ihm noch an drei Bogen fehlten, war er genötigt, in dieser Zeit weit häufiger zu denken als gewöhnlich. Man sah ihn — unter wachsendem Respekt — seine Wanderungen unterbrechen, um sich auf eine Bank niederzulassen und seinen letzten Hund zu notieren. Darüber vergaß er doch keineswegs sein Amt als Taxator der weiblichen Schönheit, als der Mann, von dessen Urteil die Gasse und Baïsse der weiblichen Aktien in erster Linie abhängen. Er war sich der Macht bewußt, den ganzen Strom auf ein weibliches Wesen hinzuleiten und demselben eine in menschlicher Eitelkeit begründete geradezu epidemische Anbetung zu sichern, während seine Zunge gleichzeitig die einer bisher unangefasteten Königin gestreuten Blüten im weiten Umkreis verdorren und welken ließ, so daß ihr Herrscherthron sank, und jedermann sich nunmehr schämte, unter ihren Verehrern genannt zu werden. Zwar wohl, er kannte diese seine Macht, die ihn gefürchtet und dadurch geliebt machte, kannte diese Eitelkeit, die er selbst verachtete, und dehnte sie nun aus zu einem ganzen kleinen Stück sizilianischer Volksperspektive — er war überhaupt ein Freund der weitreichenden Aussblicke. Er ließ sich auf eine Bank nieder und fing an, seinen Gedankenfund in zierlichen florentinischen Wendungen auszusticken, bis er bei dem Worte „Gängelband“ innehielt. Teufel, daß er nicht darauf kommen konnte, wie das auf gut toskanisch hieß. Er mußte Diambra fragen, die in den florentinischen Wendungen so gewandt war. Während er seine lange Melacchino zwischen den Zähnen wippte und auf seine Stiefelspitzen starrte, wurde er jedoch durch zwei Männer, die auf ihn zutraten, aus seinen Grübeleien gerissen.

Vor ihm stand der kleine nipsartige Baron Sellero mit seinem gelben Pergamentgesicht, pflanzte ihm seine saueren Fischaugen ins Gesicht und mederte, er erlaube sich hier den berühmten Virtuosen Ficarotta aus Palermo vorzustellen, der ihm von angesehenen Freunden in dieser Stadt empfohlen worden sei.

Belcaro schlug ein ausgelassenes Gelächter an, als er den Ernst sah, mit welchem der zimperliche kleine Baron den Namen des Virtuosen, der eine so zynische Bedeutung hatte, gleichsam zwischen den langen Kaninchenzähnen hervorspuckte. Der neben ihm stehende Virtuos, rundgeschoren, blatternarbig und im übrigen einem kleinen dicken Schmiedegesellen nicht unähnlich, brachte grinsend die stereotype Bemerkung vor, die er, so oft jemand zum ersten Male seinen Namen ins Gesicht geschleudert erhielt, wortgetreu abzuliefern pflegte.

„Uebrigens ist dies natürlich nur mein Künstlerna-  
me. Ich bin Bronte getauft. Der andere Name aber fällt ins Ohr! Man behält ihn!“

„Sehr richtig!“ bemerkte Belcaro brüsk, den Musikus ungeniert von oben bis unten musternd.

„Professor Ficarotta wollte Sie bitten, bei einem Konzert mitzuwirken, das er zu geben wünscht“, leitete der Baron ein.

„Die Stadt hat eben Besuch und viele Ausgaben gehabt. Es wird niemand zu dem Konzert kommen. Ich würde Ihnen sehr abraten.“

„Herr Ficarotta hat Empfehlungen — an die besseren Familien der Stadt!“

„Aha! Sie haben Empfehlungen! Ja, dann hat die Sache ein ganz anderes Gesicht. Dann ist der Erfolg ja im voraus gesichert. Aber ich möchte Ihnen Ingenieur Lo Forte empfehlen. Er spielt viel besser als ich.“

„Ich habe an Sie beide gedacht! Es ist kein Nachteil, so viele Kräfte wie möglich zu haben. Baronessa Sellero hat schon versprochen, Harfe zu spielen. Fräulein Villafranca, die Tochter der Oberstin, hat zugesagt, die Violine zu übernehmen. Contessina Di Majo will singen. Und ich habe Empfehlungen an Marchesa La Greca. Ich hoffe auch, Marchesina Lidda zu gewinnen — ich habe sie in Palermo beim Fürsten von Ficizza spielen gehört.“

„Das tut sie gewiß nicht — aber es ist ja immerhin eine schöne Deporelloliste. Es fehlt Ihnen nur noch der Graf mit seiner Flöte.“

Der kleine Baron verzog sein Gummigesicht, als sei das das Amüsanteste, was er je gehört.

Sie gingen hin und fanden Lo Forte, der allein stand, die Hände in den Taschen und der Musik lauschend, die eben den letzten Akt aus La Tosca spielte.

Er war nervös, voll vorsichtiger Vorbehalte, hatte die größte Lust, Nein zu sagen — wollte jedenfalls noch nichts versprechen.

Der Baron und sein Schützling nahmen Abschied.

Lo Forte schlenderte mit Belcaro die Allee hinauf. Sie begegneten der Frau des Kapitäns, bei der letzterer den Abend zuvor zu Gast gewesen. Sie grüßte, die Augen am Erdboden, mit jener gefühllosen Kälte, mit der die sizilianische Gattin ihre eheliche Treue auszustellen liebt.

Das Gespräch kam auf den Musiker.

„Nicht er nicht?“ fragte Belcaro.

„Ja, buchstäblich.“

„Die Reklame, die er mit dem selbst angenommenen unsauberen Namen treibt, ist ja auch äußerst fein!“

„Besonders einnehmend! Uebrigens habe ich ihn an einem der ersten Tage meines Hierseins bei der Gräfin gesehen; aber er wurde nicht vorgestellt und reiste wohl am selben Tage wieder ab.“

„Hoho! — Ja, es ist deutlich genug, daß er von Empfehlungen lebt.“

Das Wort *Mafiusu* brannte ihnen beiden auf der Zunge, ohne daß einer von ihnen wagte, es auszusprechen. Das Gespräch stockte, aber ihre Gedanken gingen dieselbe Bahn.

Das Konzert war vorbei, aber es war noch immer lebhaft auf der Promenade. Die kleinen Mädchen aus den verschiedenen Nonnenschulen kamen in langen Reihen, zwei zu zwei, dahergewandert, alle gleich gekleidet in weiße oder blaue Kleider. Nonnen vor und hinter ihnen wachten darüber, daß diese Püppchen den richtigen Damenanstand wahrten.

Junge Mädchen spazierten Arm in Arm einher und erzählten von ihren Eroberungen unter den Fremden, während sie allmählich den heimischen Anbetern wieder Aufmerksamkeit zu schenken begannen und sich von all den suchenden Leidenden und siegesgewissen Blicken küssen ließen.

Das Gerücht von dem bevorstehenden Konzert begann durchzusickern und verließ der matten Stimmung einen Anflug von Spannung. Dennoch war die Luft so schal, daß alles Interesse sich in einem Punkte sammelte, als Belladonna in Gesellschaft seines Vaters, des Barons von Favara, auf der Promenade erschien. Selbst unter den zahlreichen Priestern entstand eifriges Gesplüster. Don Gerlando wurde glühend rot.

Der alte Belladonna erinnerte in seinem Neukeren einigermassen an einen Polizeimann. Was man vor allem sah und behielt, waren die scharfen Augen tief unter dem Stirnbein und den grauen Brauen, die sich mit einer Art von Drohung auf jedermann hefteten. Eine Atmosphäre von Macht entströmte der ganzen breitschultrigen Hünen-gestalt mit dem starken, blutreichen Gesicht. Niemand hätte ihr — wenn man etwa von der aristokratisch gebogenen Nase absah — an der Existenz des blaffen, aufgeschossenen Jünglings an ihrer Seite irgendeinen Anteil zugetraut.

Man erinnerte sich des Zusammenstoßes zwischen den jungen Rivalen, und alle errieten, daß der alte Baron gekommen war, um seinen Sohn der sicheren Rache zu entziehen.

Sie blieben auf der Promenade, bis die Sonne unter-



ging, und kehrten dann mit dem nach der Stadt ziehenden Strome zurück.

Auf dem Corso scharten sich die Bauern und Grubenarbeiter mit ihren Samtjacken und kleinen Barettis oder den traditionellen hängenden Mützen, die aussahen wie ein arabischer Fes, der den Islam abgeschworen hat und gekauft ist.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 7] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

### 5. Gottes- und Menschen dienst.

Und er stand auf der Kanzel und predigte: „Laß dich nicht gelüsten!“ Nun konnten sich alle von dem Seher vorausgesagten Wunder ereignen.

Heinrich predigte kräftig und gewaltig, innerer Eifer war vorhanden und auch die äußeren Mittel. Und voll und langsam rollte seine Stimme durch die Gewölbe.

Darin hatte sein Freund recht: die Augen, die aus jungen, frommen Mädchensköpfen zu ihm aufschauten, wenn er auf der Kanzel stand, waren so übel nicht. Heinrich Bruhn aber ließ sich nicht gelüsten, die am geheiligten Ort gehegten Gedanken mit irdischem Begehren zu beschweren. Wenn er auf der Kanzel stand, war er mehr als je des Geistes voll.

Er bog alles auf die eine Wurzel alles Bösen zurück: Du sollst nicht begehren! Und einen solchen Gottesstreiter sollten ein paar Duzend Mädchenaugen besiegen?

Er predigte einmal, er predigte zweimal und blieb fest. Aber er träumte sich in keine Siegestimmung hinein. — Noch war sie nicht dagewesen. „Wie wird dir sein,“ fragte er sich, „wenn ihre Augen an deinem Munde hängen?“

Im Glockengeläute, in Glodenruf der Kirche, im melodischen Zusammenklang schwingender Metallmängel summt für ihn immer etwas von dem einen, die Begierde beschwörenden Gebot.

Und als er am dritten oder vierten Sonntag wieder als Diener des Wortes in der Kirche stand, da kam der große, der entscheidungsvolle Tag.

Vom Altar aus verlas er die heilige Epistel, da sah er sie noch nicht. Aber, als er auf der Kanzel stand, da blickten ihre großen schwarzen Augen — sie sah unmittelbar zu seinen Füßen — da blickten die erschnten und doch gefürchteten Augen zu ihm auf. Sie hatte ein Gesicht, dessen Einzelzüge man nicht mehr aufzählen kann, wenn es aus den Augen ist. Man nimmt nur das Abbild des Eindrucks mit hinweg, der liegt aber auch um so sicherer im Sinn. Wenn man solche Gesichter wiederfieht, wundert man sich, daß sie so sind, wie sie sind, bekennt aber bei aller Verwunderung: es ist das alte liebe Gesicht. So war sie. Und ruhig und aufmerksam und kirchlich gefaßt sah das liebe Gesicht zu ihm auf.

Mädchen gab es da unten, denen hatte die Natur mehr Reize (was man so Reize nennt) gegeben als ihr — schönere gab es (was man so schön nennt) aber kein Gesicht, dessen Linien so demütig von dem Sieg über die Lust und über den Schmerz des Lebens sprachen. Lag es im Schwung der Brauen, in den Augen, lag es um den Mund, in dem fließenden Lied der Linien? Wo steckte der Zauber? Er wußte es nicht; wohl aber wußte er, daß in allem dem sein Schicksal beschlossen war.

Was er in das Kirchenschiff hinuntersagte, kam zu ihm zurück — zurück mit einem Bündel von Fragen. Alles, was er zu ihr hinunterpredigte, predigten die schwarzen Augen und was zu den Augen gehörte, wieder hinauf und überpredigten den, der auf der Kanzel stand.

Wist du noch ehrlieh, fragte er sich, bei deinem: Du sollst nicht begehren!? Ich will sie sehen, redete er weiter mit seiner Seele, ich will sie hören, ich will sie hören und will dabei genau aufmerken, was die Stimme meines Gewissens sagt.

Aber als er den Priesterrod ausgezogen hatte, da änderte er seinen Entschluß, er wollte sich nicht gelüsten lassen, er wollte vor dem Altar nicht beten: Führ uns nicht in Versuchung! und doch die schwerste Prüfung nicht herausbeschwören. Sie war das Weib eines anderen, wahrscheinlich eines Toten, vor dem Geseß aber noch Lebenden. Er wollte sich nicht in Versuchung führen.

Er vermied es, auf den Glockenturm zu steigen; denn von dort aus übersah man die Marsch, sah man die Buntewisch. Er mied bald den Spaziergang in die Marsch hinaus; denn es raunte und lockte dort überall. Jede im Wind schwabende Schilfftaude verriet ihm, wie nahe er der sei, an die er nicht mehr denken wollte.

So wählte er den Weg nach Osten in die von Kniden und Wällen durchzogene Geest. Seine Liebe wurde er zwar nicht los, und es gab keinen Augenblick mehr, wo er sein Herz und die Liebe, die dies Herz trug, nicht fühlte, aber ein gewisses Gegengewicht gegen den Zauber der schwarzen Augen, die er daheim in der Buntewisch wußte, gab die altgewohnte Landschaft immerhin. Denn zwischen Knidhagen, in den Sorgen und Nöten der häuerlichen

Landwirtschaft der Geest war er aufgewachsen. Was immer er rechts und links auf den Feldern sah, das alles ging ihn an. Als er noch Knabe gewesen war, da hatten die Bauern noch manche Grundsätze geübt, die sie jetzt als irrig erkannten. Wo gab es wohl noch einen Landmann, der sich von der Wiederholung einer Mergelung Erfolg versprach? Und dann der künstliche Dünger. Damals ein paar schüchterne Versuche mit Guano — das war alles. Nun verdreifachte man die Ernten durch Thomasschlacke und Superphosphat. Auch die Fruchtfolge war geändert worden. Früher hatte man die mannigfachsten Abweichungen beobachtet, nun war drei Jahre Korn, drei Jahre Weide fast ausnahmslos die Regel. Der Einzelbetrieb der Milchwirtschaft war in der Auflösung begriffen, jetzt arbeitete man in der Form der Genossenschaft im Großbetrieb mit maschineller Entrahmung. Freilich der ewige Schmerz der Landleute — die „Leutenot“ war auch dadurch nicht geheilt.

Er unterhielt sich mit Bauern und Arbeitern. Nun sah er erst, wie tief er im Heimatsboden wurzelte.

Bei Hinrich Martens in Wommelsdorf diente ein alter Knecht, der Asmus hieß. Bei dem suchte er seine Übung im Pflügen aufzufrischen. Das Sichaufwerfen und Wenden der wie eine lange, weiche Raupe von der blanken Pflugschär losgeschnittenen Furche hatte ihm immer wunderbares Vergnügen gemacht. Er kam aber nicht mit dem neumodischen Pflügen, die eigentlich nur noch ein von Pferden gezogenes Messer ohne Gestell waren und jedem Ruck der Rosse nachgaben, zurecht.

Ein wunderbarer Frühlingmorgen. Er ging von Asmus weg, mitten im Duft frischgebrochener Aeder in der Richtung nach Hoborf. Dampf stieg auf „wie Rauch vom Ofen“, der Atem der immer jugendfrischen, immer zu neuen Schöpfungstaten bereiten Erde. Die Knidhagen liefen fröhlich vom Wommelsdorfer Höhenrücken nach den Wiesen hinunter, wie jauchzende Kinder alle Biegungen und Beugungen der Fläche mitmachend. Unten, wo die Wiesen von dem Bach getränkt wurden, deckte der Nebel noch alles zu. Aber morgenfrische Kuhherden brüllten aus den Wolken heraus. Der Pastor erkannte in allem die Sprache der Natur und des Einzigen, des Alleinseienden und Allseienden, der hinter ihr stand. Er fühlte sich stark ergriffen und gerührt. Dem Allmächtigen, den anzurufen seines Amtes war, glaubte er selbst in dem ihm zu Ehren erbauten Hause nicht so nahe gewesen zu sein wie hier. Und fahl und lerg und schal und geschwollen erschienen ihm jetzt die Gefühle, denen er Worte gab, wenn er auf der Kanzel stand.

Er dachte an Wilhelm Schweinepriester und hatte Lust, ihn um seine Freiheit zu beneiden.

Am folgenden Sonntag waren die vielgeliebten Augen wieder in der Kirche und redeten zu dem Kanzelmann hinauf. Da sprach und dachte er: Nun ist's genug!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Ahnen des „Zeppelin“.

Ein erhebendes Schauspiel ist es, den Menschenggeist zu verfolgen, wie er im zähen Ringen Schritt um Schritt der hemmenden Gewalt der Elemente sich entwindet und dem gewaltigen Ideale entgegenstrebt, Herr zu werden über den Raum. Um die Erde begann der Kampf, ging über zum Angriff auf die Meere; er gipfelt in dem kühnen Eroberungszug in das Reich der Lüfte, der nun, mit dem 20. Jahrhundert in eine entscheidende Phase zu rücken scheint. Hart wie selten prallen in der Eroberung der Luft himmelstürmende Begeisterung und bitterste Enttäuschung aufeinander. Jahrhundertelang scheint die Entwicklung erschöpft zu ruhen, bis sie von neuem sich aufbäumt zu jähem Ansturm. Denn kein neuer Gedanke ist es, der jetzt sich anzuküden scheint, aus dem Reich der Träume hineinzuschreiten in die Welt der Wirklichkeiten. Alt wie das Menschengeschlecht ist die dunkle Sehnsucht, die Gebundenheit irdischer Schwerkraft zu überlisten, und lange bevor es eine Wissenschaft gab, schuf sie sich ihr ergreifendes Symbol im Narus, der mit wachgehefteten Flügeln emporstrebt zu der Sonne strahlenden Helle und, auf hartem Fels die jungen Glieder zerschmetternd, sein kühnes Wollen bühen muß. Auf goldenem Widder entfliehen Helle und Phrygos aus Thessalien der harten Stiefmutter Ivo, durch die Lüfte schwebend nach dem fernen Lande Asia, und Helle stürzt aus schwindelnder Höhe hinab in die Meeresfluten, die noch heute ihren Namen tragen.

Doch auch jenseits des Reiches hunder Mithen finden sich Anzeichen, die, ihrer phantastischen Ausschmückung entkleidet, darauf hinzubeuten scheinen, daß die alte Welt schon die ersten tastenden Schritte versuchte auf jenem Pfade, dessen Endpunkt wir heute so greifbar nah vor uns zu sehen meinen. Erzählt doch schon Strabo von einer geheimen Hyperboräerseite, deren Mitglieder den Namen der Kapnobaten führten, der „durch Rauch sich Erhebenden“. Von den Priestern des Orakels von Hieropolis erzählt Lucian als Augenzeuge, wie einer von ihnen das Orakel emporhob, das dann frei in der Luft schwebte. Und von Archytas, dem Pythagoras-schüler, dem Erfinder des Drachens, den Horaz in seiner 28. Ode feiert, sagt Aulus Gellius: „Viele griechischen Schriftsteller be-



hauften, daß Archytas eine hölzerne Taube verfertigt habe, welche durch mechanische Hilfsmittel fliegen konnte. Sie wurde nämlich durch ein Gleichgewicht emporgehoben und durch einen in ihr eingeschlossenen verborgenen Atem (aura spiritus) bewegt.“ Die Taube des Archytas hat nicht mehr aufgehört, die Nachwelt zu beschäftigen. Immer wieder greifen grubelnde Köpfe das Problem auf und ringen um seine Lösung. Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts sinnt auf den Höhen Picoles ein Universalgenie über dem Rätsel: Lionardo. Er konstruiert seinen Fallschirm, und in seinen Papieren häufen sich feingezeichnete Entwürfe von Flugapparaten, ungeheure mechanische Federmauschwingen, die, hob man sie, die Luft durchließen, beim Sinken aber ihre Öffnungen schlossen. Noch sind es einsame Denker, die grubelnd der Zeit vorausseilen; doch in manchen ihrer Untersuchungen schlummert bereits der Keim zu jenem Gedanken, aus dem später die Montgolfiere hervorgehen sollte.

Dem 18. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Theorie hinauszuführen auf den Kampfplatz der Praxis. Das Werk des Jesuitenpaters Francisco Lana vom Jahre 1670 erweckte das Problem zu neuem Leben. Sein Projekt, eine Kombination luftleerer Kugeln, die wegen ihrer geringeren spezifischen Gewichte steigen müßten, kam nie zur Ausführung; allein nun bemächtigte sich das Interesse des Fluggebankens mit neuer Zatenlust. 39 Jahre später, am 8. August 1709, erlebt die Welt zum erstenmal das Schauspiel, einen Menschen in die Lüfte emporzuschweben zu sehen. Ein gebrechliches, plummes, primitives Fahrzeug ist es, mit dem der Vater Bartolomeo Lourenco de Gusman in Lissabon den ersten Aufstieg vollbringt, ein schwanker Weidenkorb mit Papier überlebt und über einen Herde mit heißer Luft gefüllt. Unter dem Jubel der staunenden Menge erhebt er sich bis zu 200 Meter Höhe. Was tut es, daß der Wind dann das sinkende Fahrzeug erfährt, gegen einen Vorsprung des Palastes treibt und den kühnen Vater mit knapper Not unverlezt davonkommen läßt. Sein Ruhm geht durch Europa. Rochte immerhin die Orthogorie den Neuerer mit Haß verfolgen und schließlich auch stürzen, weitere Versuche unterblieben auf Betreiben des Klerus, weil beschränkte rationalistische Köpfe in dem Aufstieg eine Erklärung für Christi Himmelfahrt suchten —: das erste Beispiel war gegeben.

Doch 74 Jahre sollten noch dahingehen, bis kühne Aeronauten Europa in einen Taumel des Entzückens und schrankenloser Hoffnungsfreude versetzten. Inzwischen aber, 1776, hatte Cavendish den Wasserstoff entdeckt und damit der Luftschiffahrt ein Mittel gegeben, das, wenn auch in seiner Bedeutsamkeit erst viel später voll erkannt, zu einem der Grundpfeiler der modernen Aeronautik werden sollte.

Es war in den Junitagen 1783, als nach Paris die Kunde drang von einem seltsamen Experiment, mit dem zwei Brüder, Inhaber einer Papierfabrik, die Einwohnerschaft von Annonay zum Staunen hingerissen hatten. Einen Ballon aus Papier, einen Koloß von 34 Meter Umfang, mit Leinwand gestüttert, war mit Rauch verbrannten feuchten Strohs und zerfertigter Wolle gefüllt worden. Dann ließ man das Ding los, es stieg eilends himmelwärts wohl bis zu 300 Meter und sank dann wieder zur Erde. Die Volschaft erregte ungeheures Aufsehen. Die Akademie tritt zusammen, eine Studienkommission wird eingesetzt, und Stephan Montgolfier erhält die Einladung, sein Experiment in Paris zu wiederholen . . .

Es war nicht die Frucht eines flüchtigen Einfalls, die die Brüder nun in Paris ernteten. Jahre stillen Studiums, rastlose Versuche waren vorausgegangen. Mit Dampf hatte man begonnen; allein bald erwieb der allzu rasch sich kondensierende Wasserdampf sich als unzuverlässig. Monate bangen Grübelns folgten. Dann bringt Stephan, von einer Reise aus Montpellier heimkehrend, ein neues Buch mit; es führt den Titel: „Ueber die verschiedenen Arten von Luft“: Priestleys Werk. Er belebte die Hoffnungen Montgolfiers neu. Hier war der Weg. Gelingt es, einen leichten Hohlkörper mit einer Substanz zu füllen, die leichter als die Luft, so ist der Sieg errungen. Sofort beginnen die Versuche. Allein sie scheitern an dem mangelhaften Ballonmaterial; das Papier ist nicht dicht genug, dünnere Gase zu halten. Doch der Hoffnungsstrahl hat die Spannkraft der Erfinden neu gestärkt. Entschlossen kehren sie zurück zu ihren Experimenten mit Rauch. Am 19. September legen sie dann im Schloßhof von Versailles die entscheidende Probe ab. Ihr Ballon ist 19 Meter hoch bei einem Durchmesser von 13½ Meter; unten im Korbe, in einem Käfig, sind die ersten französischen Luftschiffer untergebracht: ein Hammel, ein Hahn, eine Ente. Ein Kanonenschuß leitet den großen Augenblick ein. Langsam und ruhig entschwebt das Fahrzeug in den Lüften. Acht Minuten später, beim Wald von Baucresson, ist die Fahrt beendet. Die Tiere sind munter und frisch: das Experiment ist gelungen.

Ganz Paris hallt wieder von dem Triumph. Die hochentflammte Phantastie wähnt die Eroberung der Luft schon vollendet. Und nun wagt man den letzten Schritt: mit Menschen soll die Fahrt wiederholt werden. Im Garten des Herrn von Rebeillon schreitet man ungefümt zum großen Werk. Eine neue größere Maschine erstekt. Unten, im weidengeflochtenen Korbe, ruht eine Glutpfanne: sie führt dem Ballon heiße Luft zu und soll durch Nachheizen die Fahrtdauer verlängern. Der Bedeutung des Ereignisses gewiß kämpft ein adeliger Enthusiast, Pilâtre de Rozier, um die gefährvolle Ehre, als erster die kühne Fahrt in die Lüfte zu wagen. Die ersten Keinen Versuche glücken. Im November soll die große Entscheidung fallen. Mühsam ringt man dem

König die Erlaubnis ab. Am 21. November 1783 steigt die neue, große Montgolfiere von den anmutigen Gärten der La Muette aus majestätisch in die Wolken. Ohne Zwischenfall landen die beiden Insassen 25 Minuten später bei der Butte aux cailloux. . .

Allein, wie hoch auch der Jubel über das Erreichte aufbraust, man muß bald sehen, daß die schöne, prächtige Montgolfiere nicht der Erwartung Ende ist. Höhere Luftschichten blieben unerreichbar und die so feuergefährliche Glutpfanne verhindert wissenschaftliche Beobachtungen. Die Aufmerksamkeit wendet sich voll Erregung auf den Aufstieg, den Professor Charles mit den Mechanikern Robert vorbereitet. Unabhängig von Montgolfiers hatte Charles seine Versuche begonnen. Im Gegensatz zu ihnen beharrte er bei der Verwendung von Wasserstoff und seine Zähigkeit schafft eine Hülle, die das Gas hält: der erste Ballon aus Seidenstoff, mit einer Summierung luftverdichtet. Schon im August, vor Montgolfiers erstem Pariser Versuch, hatte Charles vom Marsfeld aus einen kleinen Ballon steigen lassen. Allein man hatte ihn — des schönen Anblicks wegen — zu stark mit Gas gefüllt: er mußte in höheren Schichten plagen. Bei Seuen, 5 Stunden vom Aufstiegsort, kamen die Reste zur Erde nieder. Abergläubische Bauern vernichteten das „Teufelsweib“ völlig und schleiften die Reste an den Schweif einer erbärmlichen Mähre gebunden triumphierend und betend umher.

In Paris bilden sich nun zwei feindliche Lager. Hier Montgolfier! Hier Charles! lautet der Kampfruf. Als die große „Charlière“, der erste Gasballon der Welt, am 1. Dezember in den Tuilleriesgärten aufstiegsbereit ist, steigt die Erregung zu Fieberhöhe. Das neue Fahrzeug wies bereits alle charakteristischen Merkmale unserer modernen „Unlenkbaren“ auf: die Kugelform, die Gondel, das Rostwerk, vor allem aber das Ventil, dessen Leine durch den Ballon zur Gondel herabhängt. Zum ersten Male ist hier ein Ballon zu wissenschaftlichen Beobachtungen ausgerüstet. Wenige Minuten vorm Aufstieg geht das Gerücht durch die erregte Menge, der König habe den Aufstieg verboten. Verzweifelt stürzt Charles dem Minister Breteuil entgegen und droht mit Selbstmord von den Augen des schon ungeduldigen Volkes. Zum Glück war alles blinder Earm. Wenige Minuten später besteigt Charles die Gondel. Unter brausendem Jubel gleitet der Ballon in die Wolken.

Die Fahrt übertrifft die Leistung der Montgolfiere sofort um Bedeutendes. Sie währt vier Stunden; gemessene Höhen von 3400 Meter werden erreicht. Neben Montgolfier wird Charles nun zum Abgott der Pariser. Gemeinsam mit Montgolfier, Rozier und d'Arlandes wird er zum Akademiemitglied ernannt. Mit dieser Fahrt — es blieb festsamerweise seine einzige — rückt sein Name unverlöschbar in die Geschichte der Luftschiffahrt. Er ist es, an den die neuere Aeronautik anknüpft, als man von der feuergefährlichen Montgolfiere sich nach und nach loszusagen lernte. Aber ehe es dazu kam, sollten noch viele Jahrzehnte verstreichen.

Die Pariser Ereignisse verleben ganz Europa in einen wirren Taumel übertriebenster Hoffnungen und kühnster Träume. Ueberall steigen nun die Ballons auf, Volk und Gelehrtenwelt verfolgen die Versuche mit spannungsvoller Erwartung. In Berlin, im Lustgarten, läßt Professor Achard einen kleinen Ballon aufsteigen, in Turin steigen Lamaron, Rappion und Vonbesin auf, im folgenden Jahr Andreani in Mailand. Und in England erregt neben den Fahrten Blanchards Zytler die Aufmerksamkeit. In Frankreich aber experimentiert der ruheloße Pilâtre de Rozier mit einer Verbindung von Montgolfiere und Charlière, die als Rozière bekannt geworden ist. Mit Blanchard tritt dann jene seltsame Mischung von furchtlosen Abenteurern und Neudoverfindern auf den Plan, an denen die junge Luftschiffahrt bald so reich werden sollte und die nicht wenig zu dem Mißcredit beitrugen, dem die Aeronautik in kurzer Zeit anheimfallen sollte. Denn die Hoffnungen auf die Rentbarkeit der Ballons erfüllen sich nicht, Versuch um Versuch scheiterte. Als schließlich der kühne Pilâtre de Rozier bei dem Wagnis, den Kanal zu überfliegen, der Feuergefährlichkeit seiner Maschine zum Opfer fällt, kühlt die Begeisterung für die neue Erfindung sich rasch ab. Nur Männern, wie Blanchard, der seine Fahrten zum Schauspiel ausbildet und die junge Kunst zum lohnenden Geschäft umwandelt, gelingt es, das erschöpfende Interesse noch eine Zeitlang wachzuhalten. 1785 gelingt es dem unerschrockenen Manne das Wagnis, von Dover aus den Kanal zu überfliegen; noch einmal loht die Hoffnung auf. Aber die bunten Schar von waghalsigen „Luftschiffern“ und „Erfindern“, die nun, Blanchard folgend, überall auftauchen und für gutes Geld ihre Künste sehen lassen, vermögen das schwindende Interesse der Allgemeinheit nicht wachzuhalten. Dem ersten Jubel folgt bald die bittere Enttäuschung. Man hatte zu wenig erhalten, weil man zu viel erhofft. Nur wenige lassen sich von der allgemeinen Entmutigung nicht fortziehen. Das waren Leute vom Schlage Franklins. Der große Amerikaner war damals Zeuge, als Charles die ersten Gasballons steigen ließ. Mitten im Gedränge stand er und nachdenklich blickt er dem Fahrzeug nach, das da oben in den Wolken verschwindet. In der Menge macht jemand eine spöttische Bemerkung: „Man kann ja das Ding doch nicht lenken.“ Da wendet Franklin sich zu dem Sprecher und seine klaren, scharfen Augen auf den Franzosen heftend, findet er die Antwort in der einfachen Frage: „Kann denn ein neugeborenes Kind gleich laufen?“



# Schwedische Eindrücke.

In Stone.

Ich glaube, es geht allen Großstädtern so: Wenn sie nach langer Gast aus schwarzgrauen Häusermauern ins Grüne kommen, so werden sie gerührt. Ich wenigstens spüre, wenn der Zug die erste Viertelstunde an Wäldern und Bergen und Wiesen vorbeiläuft, wenn ich endlich wieder den Himmel weit vor mir sehe, so was wie Drücken und Ziehen in der Brust, eine sich langsam lösende Bekommenheit, die man ehemals vom Herzen, heute von den Nerven herleitet. Ähnliches empfinde ich zuweilen im Theater bei ganz simplen Volkstücken, wenn der junge Liebhaber, dem die mißgünstige Welt so viele Hemmungen entgegenstellt, hat am Ende doch in die Arme seiner Schönen im lichten Sommerkleid (mit sauberem Schürzchen) fliegt und in langer Umarmung, am Halse der Geliebten, von allem Unbill der Welt ausruht. . . Die ersten hellgrünen Wiesen, die ersten hohen Weizenfelder, die ersten schwarzgrünen Wälder — nach langer Eingesperrtheit in Stadtsaub und Stadtgrau! Was Wunder, daß wir gerührt sind. Wir Großstädter stehen zur Natur wie unbefriedigte, durch und durch sehnüchtige Liebhaber (manchmal freilich durch lange Enthaltensamkeit schon verdorrt!), die Landleute stehen zur Natur im Verhältnisse von alten Eheleuten. Wer hat denn den tiefsten Eindruck von einem Stüchchen Himmelsblau? Nicht der glückliche Spaziergänger, der alltäglich im unendlichen Luftraum Umschau halten kann, sondern der Sträfling, der in dumpfer Zelle liegt und nur, wenn er auf die Britische steigt, einen Streifen dunkelblauen, besternten Nachthimmel sehen kann. Wir Großstädter, wir Sträflinge — was Wunder, daß wir gerührt sind, wenn wir nach dunklen Tagen aus den finsternen Kasernenstädten entlassen werden.

Am Waggonfenster, in sanfter Ergriffenheit, verging die Fahrt ins nordische Reich. Beinahe larmohant war die Geschichte auf der Ueberfahrt von Deutschland nach Dänemar. Das Coupé fürchterlich voll. Alle Fenster geschlossen. Erstens wegen der „Zugluft“ (frische Luft wird von Mitreisenden immer „Zug“ genannt), dann wegen des Kohlengestankes (wie lange läßt die Elektrifizierung oder doch die Rauchverbrennung im Bahnbetriebe auf sich warten!) und endlich wegen der nächtlichen Kälte (die stinkende Schwüle schien die Majorität der Mitfahrenden weniger zu fühlen). Der Suggestion halber waren die Fensterbühnen herabgelassen und die Beleuchtung oben war verhängt. Also im dumpfen, dunklen Kerker! Man lehnt sich zurück, seufzt, schließt die Augen und, obwohl man daran zweifelt, schläft man ein. . . Da — was schillert so Lichtblau-strahlend durch den Spalt zwischen Vorhang und Fenster? Hellgraublau? Lichtgrün leuchtend? . . . Von der Korridorseite her hört man, daß jemand die Waggontür aufschließt und die drei Stufen hinuntersteigt. . . Wie, auf offener Strecke? Und der Bahnsinnige ist hier ausgestiegen? Mitten ins Lichtgrüne, Graublau-Schillernde? Da klettert man vorsichtig über die ausgestreckten Beine seiner Nebenmenschen, rollt die Korridortür auf und sieht durchs breitmächtige Waggonfenster hinaus — aufs morgendlich strahlende Meer. Ueber der stimmernden, glühenden, spiegelnden Ebene fliegen die Möwen. . . Nun, Sträfling, will sagen Platzbesitzer, Nr. 47, jetzt darfst Du etliche Sekunden gerührt sein. Und dann hinunter zu dem „Bahnsinnigen“, der „aus dem Zuge gestiegen“ ist, und kreuz und quer die große Fähre durchwandert, auf die stumme Kräfte, ohne daß wir's ahnten, unseren ganzen Zug samt Lokomotive und Schlafwagen gebracht haben. Kein Kohlengestank mehr, keine Coupéchwüle, die Morgenluft weht. . .

So lyrisch-dramatisch wie dieser erste Augenblick der Ferienzeit ist keiner mehr. Aber die höchsten Momente sind eben immer auch die seltenen, und so muß man sich, will man's behaglich haben auf dieser Erde, auch mit den Glücksgefühlen zweiten Grades erziehen können. Der zweite, starke Eindruck meiner Nordlandsfahrt, das war während der Entdeckungspromenade auf der riesigen Fähre ein Blick auf den schwedischen Frühstücksstisch im Speisesaal des Schiffes. Ich hätte auf den Anblick vorbereitet sein können, denn ich habe dergleichen schon auf den appetitlichen, heiteren und lichterfüllten Bildern des schwedischen Malers Karl Larsson gesehen. Aber wie jeder auch der Smörgostisch auf Larssons Bildern prangt und strahlt und lacht, in Wirklichkeit ist's doch noch verführerischer. Was gehört nicht alles zum Frühstück eines achtbaren Schweden! Lachs und Kal, Anchovis und gesüßter Barsch, Schinken, gebratene Niere, kleine Fleischlöcher, Gummur, Omelette, gefüllte Rindsbrust, kleine Kuchen, Butter, weißes und hartes Brot, verschiedenerlei Käse, Schnaps, Bier, Milch, Tee. Ein großmächtiger Tisch ist vollgepropp't mit diesen Schüsseln und es leuchtet hellrot und milchweiß und fischgrau und braunknosprieh und teegolden von diesem Frühstückstisch. In jeder größeren schwedischen Bahnstation habe ich später ein solches (oder besseres) Smörgos hergerichtet gefunden, der Genuß (nicht nur des Ansehens) kostet 70, 90 Dere, wenns hoch geht, eine Krone (1,12 M.). Der glückliche Verteilger nimmt einen Teller, Gabel, Messer und ein Bröckchen zur Hand und wandert dann in der Runde, den Tisch abfressend. Es ist dem Takt und der Erfahrung des einzelnen überlassen, von jedem Gericht so viel zu nehmen, als ihm gefällt. Auf die Discretion der Schweden kann sich der Birt verlassen, sie alle sind Feinschmecker, die sich nicht mit einer Speise den Magen vollproppen, sondern eben das Vielerlei ihres Frühstückstisches genießen wollen. Und eben

weil sie alte Feinschmecker sind, drum hatten sie Maß. Wenn einer sich aus Discretion die Teller mit jeder Speise hoch aufrührt, bis er auf halber Bahn zusammenbricht, dann wissen die Umstehenden sogleich: „Das ist ein Deutscher.“

Die Schweden sind die kultiviertesten Esser der Welt. Nicht nur die Reichen sind Schwelger, auch die Armen sind raffiniertere Esser als die Deutschen. Ich habe an einem hellen Sonntag in Stone (Südschweden) auf dem Lande kleine Bauern und Arbeiter mitgenommene Speisen im Freien sehen. Jede Familie hatte ihr Tischtuch im Grase ausgebreitet (statt der gräßlichen Zeitungstehen) und auf jedem Tischtuch war ein Vielerlei von Gerichten so sauber und leder als möglich serviert. Aus einem Korb wurde Geheir, Teller und Tassen ausgepackt, und auf einigen großen Schüsseln wurde Wurst und geräucherter Fleisch, gebratener Fisch, selbstgebadener Kuchen, Butter und Käse angerichtet. In den Gläsern schäumte, weil der Ausschank von Bier am Sonntag durch die Geseze erschwert ist, frische gesunde Milch. Die Leute, die da im Grase und um das Tischtuch lagerten, waren (ohne Bier!) raffiniertere Genießer, als es deutsche Bauern und Arbeiter zu sein pflegen. . . Die Bauern tun als Fresser, wie überall, des Guten zu viel. Ein Smörgostisch, wie der eben geschilderte, gilt beim südschwedischen Bauern und Bürger, wenn er Gäste hat, nur als Vorpeise. Das ist man stehend, vor der eigentlichen Mahlzeit. Dann erst setzt man sich zu Tisch und fängt eine gewaltige Nahrung frisch bei der Suppe an. Der Fremde, der sich schon im Smörgos ausgegeben hat, büßt das mit bitterer Impotenz während der eigentlichen Freßorgien.

Sprenge ich vom Essen? Und ich habe doch absichtlich so bedeutend und abstrakt angefangen! Habe mir vorgenommen, psychologisch-ethnologisch zu bleiben, ach, und da halt ich schon wieder beim Essen. Freilich, in Schweden zu Gast sein, das heißt die Hälfte der Zeit mit Ergorgien und die andere mit Eßphantasien ausfüllen. Unentrinnbar! . . . Ich habe von Wien aus, wo man doch in Eßkünsten auch nicht ganz unerfahren ist, einen alten Widerwillen gegen die Freßräumer und Freßpraktiker, bin seit Jahren mit einigen Abstinenzvorsätzen belastet und habe kein Gespräch so sehr, wie das angelegentliche, tiefwichtige Beschwören der lokalen Freßmöglichkeiten. Hier in Schweden wurde ich selbst ein Freßphilister und, ärger noch, ich habe mich dabei nicht verachtet.

Was sollen wir tun? Selbst wer die Landstrafen hier abwandert, wird alle Augenblicke an Gaumengenüsse erinnert. Da steht allmorgendlich auf jedem großen Holzpfloz ein großer, verschlossener Eimer mit Milch. Stundenlang, gänzlich unbewacht, stehen die Milchweimer, Pfloz an Pfloz auf der offenen Landstraße. Der Bauer stellt sie um vier Uhr früh hinaus. Wenn der Fuhrmann um sieben oder acht oder zehn Uhr vorbeikommt, nimmt er sie in seinen Wagen. Jählich! Kein skonischer Bauer erinnert sich, daß ihm je auch nur ein halber Liter aus dem Eimer gefehlt hätte. Durch und durch idyllisch ist diese ganze gesegnete südschwedische Ebene. Lange, lange Weizenfelder, ungeheurer Ribensfelder, saftige Wiesen, auf denen Kühe und Pferde den Sommer über lagern. Mitten im fruchtbaren Flachland ein nicht umbuschter, buchemumrauschter Fleck. Das ist einer von den schönsten, alten Herrenhöfen, oder ein großer hellrot angefrischener Bauernhof. Ein dichter grüner Busch mitten in der zweiten Ebene. Wie Inseln liegen diese Gehöfte da. Kommt man näher, so gewahrt man, daß auch der Baumeister den Inselcharakter der Siedelung gewahrt hat. Die Nebengebäude stehen nicht rechts und links vom Hauptgebäude, sondern sie sind im Quadrat rechts- und linksseitig und im Gegenüber errichtet, so daß jedes dieser skonischen Güter in der Mitte einen quadratischen Hof hat. Es ist als ob auch das Wohnhaus und die Ställe sich nicht nebeneinander in einer Gasse der Einsamkeit aufstellen möchten, sondern traulich, im Gegenüber, so daß eins das andere in der Stille immer vor Augen hat. Das fruchtbare Flachland ist so weit, so unbegrenzt, so abenteuerlos. (Wenn man aus den Alpen kommt, wird man leicht hochmütig gegen alles Ebene und Idyllische.) Besonders am Abend, in den doch schon viel helleren Nächten, scheint jede dieser bewohnten Inseln so abgelegen, so einsam zu liegen. Kein Wunder, daß die Menschen zu einander kriechen und daß sich auch die Haupt- und Nebengebäude ins Auge sehen wollen. . .

Spät abends ging ich einmal durch die Wiesen. Die Kühe hatten sich schon ins Gras gelegt. Von der Sonne war nur mehr der goldige Nachtschein in den Wolken da. Langsam kam ich den Feldweg daher, zur bewohnten, umbuschten Insel. Ich höre Stimmen. Der Herr Pastor ist mit Frau und Kindern zu Besuch gekommen, ein Nachbar war im harten Bägeln herübergestolpert, der Pächter schenkt im Garten Punsch ein, die Frau hat die Harmonika auf den Knien. Aber die Stimmen der Männer sind lauter als die der Musik. Offenbar wurde gestritten. Ich komme ganz nahe und sehe beinahe schon mitten unter den Streitenden. Der Pächter ist hochrot im Gesicht und schreit am stärksten, der Pastor hat sich (trotz der halbgeleerten Punschflasche) noch ganz in der Hand und läßt sich in Sanftmut. . . Und worüber wurde hier auf der Insel gestritten? Von wo aus man fünf Stunden im Wagen zur nächsten Eisenbahnstation fahren muß, die am Morgen und am Abend bloß ein einziger Zug paßiert? „Streit“ — „Lodout“ — „Dynamit“ — „Zuckerfabrik“ — „Regierung“. All die rauchgeschwärzten Worte flogen durch das stille Land. . .

Stefan Großmann.